

Als an der Wiese noch gewaschen wurde

Die Hygiene im alten Basel war extrem aufwendig und anstrengend – Die Frauen leisteten Schwerstarbeit

Von Karin Rey

Basel. Der Waschttag war im alten Basel für jeden Haushalt ein bedeutendes Ereignis, fand er doch ursprünglich nur zweimal im Jahr, im Frühling und im Herbst statt, später vierteljährlich und schliesslich, ab der Jahrhundertwende, alle vier bis acht Wochen. Natürlich spülte man auch zwischendurch schnell einmal etwas aus. Grundsätzlich sammelte man jedoch die schmutzige Wäsche, «Schwarzplunder» genannt, auf dem Estrich oder an einem sonstigen Ort, bis der ersehnte und gleichzeitig gefürchtete Tag herankam.

Wie wichtig der Waschttag war, schildert eine Anekdote aus Johanna von der Mühlls «Basler Sitten»: Eine junge Frau besuchte ihre betagte Tante, die herzkrank war und an so schweren Anfällen litt, dass sie ständig befürchtete, daran zu sterben. Als die Besucherin eintrat, meinte die Tante: «Adie, Emilie, s sch ordlig, dass de kunnsch. Hit z Nacht han i dänkt, i miess stärke. Do han i bättet: Liebe Gott, los mi none-mol am Läbe blybe; du weisch jo, mr hänn Buuchiwäsch, und s Marili wird elai nit Meischter.»

Allgemein nannte man die Wäsche damals «Buuch- oder Buuchi-Wäsche», da man mit Buchenasche eine Lauge herstellte, welche die darin eingelegte Wäsche blütenweiss werden liess. Entsprechend hiess die Hauptwäscherin «Buuchere» und das Waschhaus «Buuchhuus» oder «Buuchihuus». Auf alten Plänen findet man zuweilen auch die Bezeichnung «Bauchhaus», wohl die «verhochdeutsche» Form.

Grundsätzlich mussten die ärmeren Leute öfter waschen, da sie weniger Kleider besaßen. Betrachten wir hingegen die Aussteuerliste einer aus wohl-situierteren Kreisen stammenden Braut von 1904, so wundert es nicht, dass man dort die Wäsche sechs Wochen oder länger hinauszögern konnte. Sie umfasst unter anderem 60 Taghemden in verschiedenen Ausführungen, jeweils im Dutzend, 32 Nachthemden, 24 Hosen, die natürlich unter den Röcken getragen wurden, 18 Untertailen, eine Art Hemdchen, zehn Unter-röcke, 86 Taschentücher in verschiedensten Ausführungen und Grössen, 29 Paar Strümpfe. Als Tischwäsche 96 Servietten, zwölf Tischtücher, dazu kommt die Küchenwäsche, zwölf Leintücher, Bettbezüge und vieles mehr.

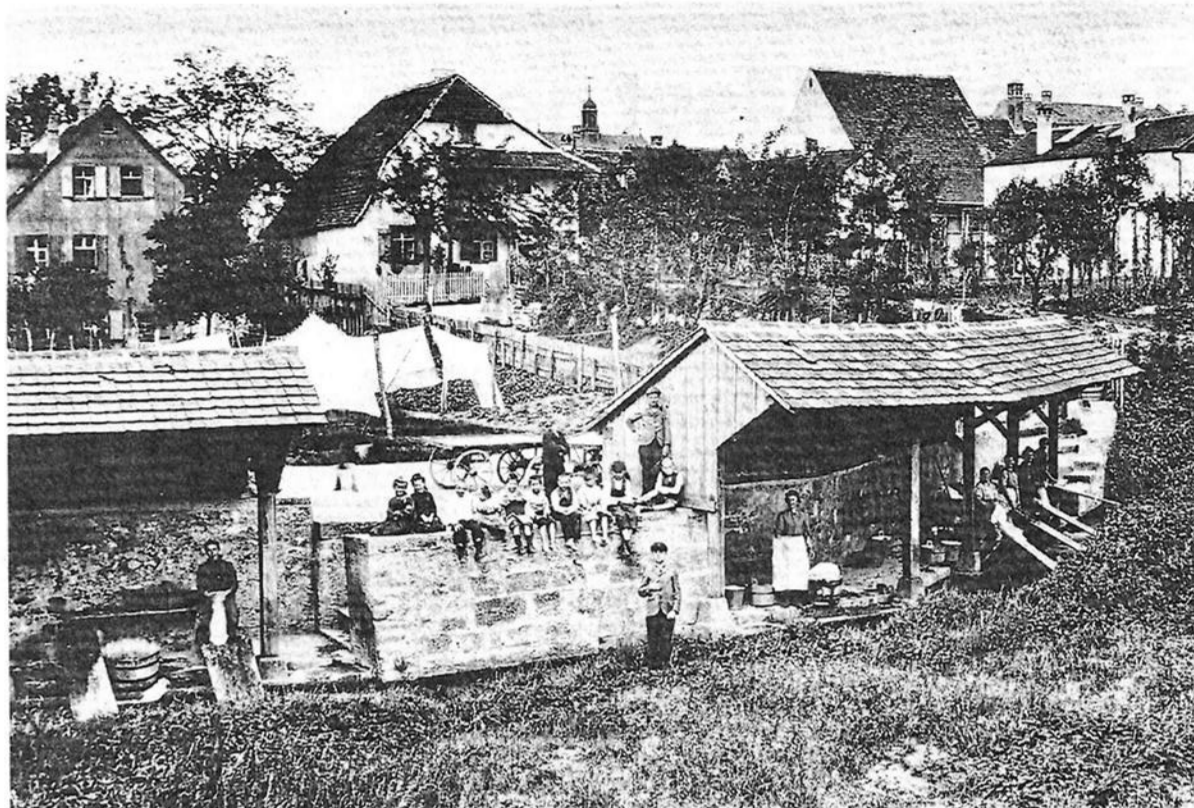
Sparsamer Umgang

Natürlich stellt sich die Frage, wie oft denn die Leibwäsche gewechselt wurde. Allgemein ging man mit der Wäsche sparsamer um, denn jeder Waschttag war ein mühsames Unterfangen, musste doch das Wasser in den meisten Haushalten bis Ende des 19. Jahrhunderts an öffentlichen Brunnen geholt werden. In einfacheren Kreisen trugen Frauen wie Kinder meist Schürzen, und diese oft eine Woche lang, um die Kleider zu schonen. Durch die Industrialisierung nahm vor allem in den Städten die Bevölkerung sprunghaft zu. Dadurch entstanden Probleme im Hinblick auf Abfallentsorgung, Wohnraum und sauberes Wasser.

Um 1850 herum wurde üblicherweise um drei Uhr morgens mit der Arbeit begonnen.

So kam es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Schweiz zu der sogenannten Hygiene-Revolution, die unter anderem das Tragen von Unterwäsche und regelmässiges Wechseln der Kleider empfahl. Wie oft, wird allerdings nirgends erwähnt. Sicher hat man jedoch immer am Sonntag, schon wegen des Kirchgangs, saubere Kleidung angelegt.

Die aus einfacheren Kreisen stammenden Frauen wuschen ihre Wäsche am Fluss oder in öffentlichen Waschlhäusern. Solche standen beispielsweise an der Eptingerstrasse 36, an der Zwingstrasse 20/24, am Spalenring 135, an der Mattenstrasse 20 und in Kleinhüningen am Wiesendamm 20. 1862 wurde eines in Riehen an der Weil-



Als gute Adresse bekannt. Die Waschlhäuser in Kleinhüningen (undatiertes Foto). Fotos: <http://verschwindenesbasel.wk.com/bs-ch>



Wachsteg an der Wiese. Die Anlage wurde nach der Aufhebung der Waschlhäuser erstellt (undatiertes Foto).

strasse 23 errichtet und bis 1950 genutzt. Auch an den Dychen wurde gewaschen. Noch heute sieht man an einem Haus am Dalbedych eine der kleinen Plattformen angefügt, die einerseits zum Flössen, jedoch auch zum Waschen benutzt wurden, wie alte Ansichten zeigen.

Kleinhüninger Qualität

Besser situierte Hausfrauen gaben ihre Wäsche auswärts, vor allem, wenn es sich um kleinere Familien handelte. Dies tat man natürlich öfters, da die Waschfrau keine Wäscheberge mitnehmen konnte. Bevorzugt wurden die Wäscherinnen aus Kleinhüningen, da das Wasser der Wiese als besonders weich galt. Bis um 1900 war Kleinhüningen primär ein Fischerdorf und das Wäschewaschen bildete einen willkommenen Nebenverdienst. So konnte man regelmässig Leiterwagen mit drei, vier Körben voller Wäsche über die Wettsteinbrücke oder Mittlere Brücke in die Dalbe sowie andere, vornehme Wohngegenden rattern sehen. Oft zog ein Junge, die Mutter schob.

Am Ort angekommen, nahm in der Regel eine Hausangestellte die Wäsche entgegen, beordnete Mutter und Kind in die Küche und gab ihnen anstelle eines Trinkgeldes ein «z Obe», das heisst Kaffee, Milch und eine «Gomfischnitte». Die Waschfrau wurde jedes Mal gleich bezahlt und nahm die schmutzige Wäsche wieder mit.

Manche Waschfrau hatte zu Hause ihren eigenen Buuchioofen, so bei-

spielsweise die Familie Bürgin in ihrem Fischerhaus. Ursprünglich 1765 an der Schulstrasse erbaut, wurde es als letztes historisches Fischerhaus in Kleinhüningen 1999/2000 abgebaut, an der Bonergasse wieder aufgebaut und kann heute für Anlässe gemietet werden. In der gemütlichen Küche steht links vom Herd der Buuchioofen, ein Waschkessel, der von unten mit Feuer beheizt werden konnte. Er ist in einen Sockel von Lehm eingefügt und wurde 1904 installiert.

In diesem Buuchioofen wurde die Wäsche in eine Lauge aus Buchenasche und heissem Wasser eingelegt, je nach Verschmutzung ein oder zwei Tage. Das heisse Wasser löste Salze, vor allem Kalisalze aus der Asche, und die so entstandene Lauge löste wiederum den Schmutz aus der Wäsche.

Manche Haushaltungen brühten die Wäsche in einem Kupferkessel. Danach brachten die Frauen die Wäsche zum eigentlichen Waschen an den Bach, wo es am Bachrain zwei gedeckte Anlagen gab, oder aber zur Wiesenbrücke. Unter dieser hatte das Baudepartement eine sogenannte «Brütschi», einen Waschsteg errichtet, der aus zwei bis drei Tritten bestand.

Das «Prätschen»

Je nach Wasserhöhe der Wiese stellte die Wäscherin ihre Waschbank, eine Art schräg gestelltes Waschbrett auf Füßen, auf eine der Stufen. Die Wäsche wurde nochmals richtig durchgewaschen, anschliessend jedes Wäschestück mit der linken Hand durchs Wasser

gezogen und dann «geprütscht». Die Wäsche musste derart fest auf das Brett geschlagen werden, dass kleine Fältchen entstanden. So liess sich die Seife richtig ausspülen. Gemäss Überlieferung war das richtige «Prätschen» eine Kunst, die nicht von allen Frauen beherrscht wurde. Anschliessend hängte man die Wäsche oberhalb der Wiese oder im privaten Garten auf. Die Wäsche soll sogar im Winter gut getrocknet und herrlich geduftet haben.

Waschen zu dritt

Vornehmere Häuser hatten ihr eigenes Waschhaus, Buuchihuus, das meist hinter dem Haus oder im Hof stand. Jeweils im Oktober besorgte sich die Hausfrau einen Kalender und trug darin alle Daten der grösseren Arbeiten ein, zu denen sie auswärtige Hilfskräfte benötigte. Dazu zählten die Weissnäherinnen, Flickerinnen, Hausschneiderinnen und, am wichtigsten, die Wäscherinnen und Glätterinnen. In vornehmeren Haushalten wurde die Wäsche üblicherweise von drei Frauen besorgt und dauerte an die drei Tage.

Um 1850 herum wurde üblicherweise um drei Uhr morgens mit der Arbeit begonnen, um die Jahrhundertwende herum etwa um halb sechs. Wenn die Frauen eintrafen, standen meist schon Kaffeekannen und ganze Brotlaibe bereit, damit sie sich stärken konnten. In manchen Haushalten erhielten sie vor Beginn der Arbeit zusätzlich einen Nusschnaps, welcher jeweils nach eigenem Familienrezept

hergestellt wurde. Zuerst wurde die Wäsche mit Seife gewaschen, gespült und anschliessend eingeweicht. Dazu legte die Buuchere auf den Boden eines grossen hölzernen Zubers, die sogenannte «Büttene», leere Flaschen, dazwischen ausgekochte Markknochen. Die Büttene stand auf einem Kreuzböcklein. Nun wurde die weisse Wäsche sorgfältig in den Zuber geschichtet, zuunterst die grobe, zuoberst die feine, oft spitzenbesetzte.

Über diesen Zuber legte man schliesslich ein Tuch, schüttete Buchenasche darauf und übergoss diese mit heissem Wasser, sodass die Lauge entstand. Manchmal war die Lauge auch bereits in einem Kessel mit brodelndem Wasser angefertigt worden. Mit einem Schöpfer wurde sie über das gespannte Tuch gegossen, sickerte durch die Wäsche, wurde unten an einem Zapfloch aufgefangen und für einen zweiten Aufguss verwendet. Mit hölzernen Stangen mussten die teilweise schweren Wäschestücke anschliessend aus der Büttene geholt werden.

Wie die Hände dieser armen Frauen aussahen, kann man sich vorstellen.

Am darauffolgenden Tag wurde die weisse Wäsche von der «Durchzieherin» durch die Bläue oder durch leichte Stärke gezogen. Die aus Pigmenten bestehenden Bläuekügelchen, die dem letzten Spülwasser beigegeben wurden, gaben der Wäsche einen leichten Blau-stich, sodass sie noch weisser erschien. Dann wurde körbewise saubere Wäsche auf den Estrich, in den Hof oder Garten getragen und zum Trocknen aufgehängt. Im Haus zum Delphin an der Rittergasse gab es eine Art Seilwinde, mit der man die schweren Wäschekörbe aussen am Haus hochziehen konnte.

Harte Zwölf-Stunden-Schichten

Die Frauen leisteten während drei Tagen Schwerstarbeit. Von morgens bis abends, meist über zwölf Stunden, standen sie in dem vom Feuer erhitzten Raum, mussten Wäsche durch kochendes Wasser ziehen und diese dann auswringen. Wie die Hände dieser armen Frauen aussahen, kann man sich vorstellen. Dennoch fanden die Frauen offenbar Zeit zu plaudern, Geschichten auszutauschen, und die Hausherrin hatte oft ihre liebe Mühe damit, die Kinder von der Waschküche fernzuhalten, die fasziniert den Gesprächen zuhörten. Abends eilten die Wäscherinnen dann nach Hause, um das Abendessen für ihre Familien zuzubereiten.

Natürlich wurden die Wäscherinnen und Glätterinnen auch verköstigt, aus geblühtem, gepunktetem oder braunem Geschirr vom Häfelimärt. Um sechs Uhr gab es wie erwähnt Kaffee und Brot, manchmal einen Nusschnaps dazu. Zum Mittagessen wurde in manchen Haushalten Sauerkraut und Speck aufgetischt. Das traditionelle Gericht für die Wäscherinnen und Glätterinnen war jedoch Suppenfleisch und ein Glas eingemachte Früchte zum Dessert. Dazu bekam jede Wäscherin eine Flasche Rotwein, davon trank sie nach Belieben, den Rest nahm sie mit einem Stück Siedfleisch nach Hause. Manche Hausfrauen gaben auch ein Kilo Brot oder vom Zuckerstock abgeschlagene Stücke mit.

Johanna von der Mühll schreibt, böse Zungen hätten behauptet, dass eine Wäscherin mit dem Rotwein aus einem Kundenhaus einen schwunghaften Essighandel betrieben hätte. Um 1900 herum verdiente eine geschickte Glätterin 2.80 Franken am Tag, ebenso die Buuchere, was als guter Tageslohn galt. Die Hilfsglätterinnen bekamen 2.50 Franken.

Übrigens gab es bis in die 1960er-Jahre einen sogenannten Windelservice. Man legte die schmutzigen Buschiwindeln vor die Türe und bekam sie gegen Bezahlung gereinigt wieder zurück. 1990 wurde diese Idee nochmals aufgegriffen, leider mit wenig Erfolg. Wegwerfen geht schneller.